

JUKEBOX

GESAMMELTE

LIEDER

Von Frank Heer

Loblied des Grübelns

Neulich in der Bar am Ende der Strasse. Ich las ein Buch mit dem Titel «Miese Stimmung – eine Streitschrift gegen positives Denken». Beim Kapitel «Lob des Irrtums» stand ich auf und ging zur Jukebox. Wenn ich mich für ein Lied entscheiden müsste, das mein zeitweiliges Befinden am schönsten intonierte, wäre es «By the Time I Get to Phoenix», gesungen von Glen Campbell. Man könnte es – etwas schlicht – als bittersüß beschreiben. Leider fehlte dieser Titel in der Jukebox. Also drückte ich «Too Many Birds» von Bill Callahan und setzte mich zurück auf meinen Hocker. Dort tat ich, wozu

Bars erfunden wurden: Ich grübelte still in mich hinein. Irgendwann fragte mich der Barkeeper:

«Noch eins, Frank?»

Vielleicht ist es Ihnen auch schon aufgefallen:

Grübler sind weitgehend aus dem Stadtbild

verschwunden. Öffentlich Grübelnde müssen sich

schiefe Blicke gefallen lassen. Es wunderte mich

nicht, wenn schon mal die Polizei gerufen würde.

«Starbucks lässt Grübler aus Filiale entfernen.» Auch

für gepflegte Melancholie ist kaum mehr Platz in

unserer Mitte. Stattdessen: selbstoptimierte Leute,

wo man hinsieht – im Café, bei der Arbeit, auf dem

Fahrrad. Im Ernst: Wann haben Sie zum letzten Mal

einen in sich versunkenen Menschen gesehen? Es

muss vor der Erfindung des Smartphones gewesen sein. Zu einer Zeit, als man noch Pfeife rauchte, Schallplatten hörte, über Feldwege spazierte oder sich französische Filme im Kino ansah.

Der medial vernetzte Mensch grübelt nicht mehr, er stellt nur noch fest und sammelt Likes. Er fürchtet sich vor tiefen Gedanken und tut alles, um ihnen zu entkommen. Und ist er einmal auf sich allein gestellt, postet er seine Einsamkeit auf Instagram. Kein Wunder geht es mit der Welt bergab: Wir halten uns selbst nicht mehr aus.

«Alles in Ordnung, Frank?» «Was?»

Ich war etwa sechs Jahre alt, als mich das «By the Time I Get to Phoenix»-Gefühl zum ersten Mal

überkam. Ah, diese Wehmut, ah, dieser
Weltschmerz! Ich stand allein auf dem Kiesplatz
unseres Dorfes, auf dem sich am Morgen noch das
Zelt des Circus Royal befunden hatte. Seit einer
Woche hatte die muntere Truppe bei uns
haltgemacht, gestern hatte ich mit den Eltern eine
Vorstellung besucht. Nun war ich auf dem Weg von
der Schule nach Hause und hoffte, zwischen den
Wohnwagen und Ställen noch etwas Zirkusluft
schnuppern zu können. Doch da war nichts mehr.
Dort, wo sich gestern die Manege befunden hatte,
war nur noch ein kreisrunder Schimmer aus
Sägemehl zu sehen, über dem der Geruch von
Löwenkot und Elefantenpisse schwebte.

Ich begann zu grübeln: Der Zirkus hatte nicht nur unser Dorf verlassen – er hatte auch mich verlassen. Ich nahm einen tiefen Atemzug und wunderte mich, woher die Leere kam, die mich plötzlich erfüllte. Es dauerte ein paar Jahre, bis ich merkte, dass sie zum Leben gehört wie Emmanuelle Riva zum französischen Film. Und dass sie kommt und geht und kommt und geht wie der Zirkus.

«Noch ein Bier, bitte!»

Der Zettel

Immerhin sassen wir am selben Tisch. Da durfte es mich interessieren, was auf dem Zettel stand, den die Frau, die ich – notabene – nicht kannte, neben ihrer leer geschlürften Cappuccino-Tasse liegen liess. Jetzt, wo sie bezahlt und das Lokal verlassen hatte, würde das gefaltete Stück Papier ohnehin im Abfall landen. Vermutlich stand darauf nichts von Bedeutung. Die Namensliste einer Geburtstagsfeier. Ein missratenes Gedicht. Ernsthaft: Wenn es ein Geheimnis enthielte, dann hätte sie den Zettel mitgenommen. Darum erachtete ich es nicht als

kriminellen Akt, als ich das Papier mit meinem Zeigefinger diskret über die Resopalbeschichtung des Tisches auf meine Seite zog. Auch Männer sind neugierige Wesen. Natürlich war mir nicht wohl bei der Sache. Was, wenn die Frau zurückkehrte, weil ihr einfiel, womit sie sich während der vergangenen halben Stunde beschäftigt hatte: dem Notieren von Gedanken oder Ideen, die wie kleine Blitze in sie einzuschlagen schienen. Immer wieder sah sie sich um, starrte Löcher aus dem Fenster, bis sie etwas Neues vor ihrem geistigen Auge entdeckte, das sie mit verbissener Konzentration auf die Rückseite des Tischsets kritzelte. Sie schrieb und schrieb und schrieb. Aber was? Ich

schob das Papier in die Tischmitte: Hätte ja sein können, dass sie plötzlich neben mir stand. Ich wollte nicht den Eindruck erwecken, dass ich mit dem Gedanken spielte, den Zettel zu lesen – was ich ohne Zweifel tat.

Als sie mir gegenüber sass, versuchte ich gar nicht erst, einen Blick auf ihre Handschrift zu werfen. Erstens besitze ich Manieren. Und zweitens schirmte die Frau das Blatt, das sie mit einem abgenagten Bleistift bearbeitete, mit ihrer Handtasche vor Mitlesern ab. Abgesehen davon interessierten mich ihre Ergüsse nicht. Es war mir vollkommen egal, was sie schrieb, und ich verschwendete keine Mutmassung darüber, was der Frau durch den Kopf ging. Erst jetzt, in

Abwesenheit der Verfasserin, begann meine Neugierde darüber zu wachsen, was auf dem Zettel stand. Hatte sie ihn mit Absicht liegen lassen? Enthielt er eine Warnung? Einen Hilferuf? Eine verschlüsselte Nachricht? Oder gar – man darf nichts ausschliessen – ihre Nummer? Daran hatte ich bis jetzt noch nicht gedacht: War es möglich, dass der Zettel meiner Person galt? Natürlich müsste ich Avancen jeglicher Art entschieden entgegentreten: Ich bin verheiratet und habe Kinder; das setzt man nicht leichtfertig aufs Spiel. Abgesehen davon hatte ich vergessen, wie die Frau aussah. Blond oder brünett? Älter oder jünger? Geschminkt oder nicht? Wobei es zu bemerken gilt, dass ich am

Rand ihrer Tasse Spuren von dunkelrotem Lippenstift entdeckte.

Eine Viertelstunde war vergangen, seit sie das Café verlassen hatte. Die Gefahr ihrer Rückkehr schien mir gebannt. Der Zettel lag noch immer zusammengefaltet in der Mitte des Tisches.

Noch fünf Minuten, dann würde ich ihn lesen.

Nervosität kam auf. Unbehagen. War ich vorbereitet für diesen Schritt? Was, wenn sich meine Existenz mit dem Öffnen des Papiers auf einen Schlag veränderte? Das, was sich mir offenbarte, nur der Anfang einer grossen Novellierung mit ungewissem Ausgang war? Ich mich unvermittelt in einer Geschichte wiederfände, deren Handlung mich aus meinem

alten in ein neues Leben riss? Und was, wenn ich danach nicht mehr derselbe wäre? Ein anderer Mann?

Draussen hatte es zu regnen aufgehört und die Sonne brach durch. Es lag ein Hauch von Frühling in der Luft, als ich mich aufs Velo schwang. Ein guter Tag, um sich ein neues Hemd zu kaufen. Den Zettel? Liess ich liegen. Habe ich ihn gelesen? Natürlich.

Papa, was ist Gott?

Ödön von Horváth schrieb in «Jugend ohne Gott»:

«Gott ist das Schrecklichste auf der Welt.» Horvath

war Atheist, ich bin Agnostiker. Atheisten sind mir zu

fromm, denn sie glauben, dass es keinen Gott gibt;

weder einen Guten noch einen Schrecklichen.

Agnostiker vermuten, dass es keinen Gott gibt.

Nennen Sie es Atheismus light.

Natürlich stehen wir Agnostiker zwischen Stuhl und

Bank. Positionieren uns zwischen Aussage gegen

Aussage. Ich habe mich gut im Schussfeld der

Überzeugungen eingerichtet. Ohne Gottesbeweis

lebt es sich ganz ordentlich, schliesslich haben wir

Kant. Doch meine Stellung ist ins Wanken geraten, als mich mein fünfjähriger Sohn kürzlich fragte: Papa, was ist Gott? Ich dachte: oh Gott! – und lenkte ihn erst mal ab. Doch ich weiss, dass die Frage wieder kommt. Ich zahle Steuern an die reformierte Kirche. Meine Frau zahlt Steuern an die jüdische Gemeinde. Seit die Kinder da sind, haben wir einen kleinen Christbaum und zünden Chanukka-Kerzen an. An Pessach essen wir Gefilte Fisch, und an Ostern verstecken wir Eier. Das geht prima, denn wir lassen Gott aus dem Spiel, den Alten wie den Neuen. Als Agnostiker ist das kein Problem. Zudem mag ich Rituale. Was aber antworte ich auf die Frage meines Sohnes?

Meine Mutter lehrte mich ein Abendgebet. Wir baten den lieben Gott darum, dass er seine schützende Hand über die Menschen hielt. Heute weiss ich, dass meine Mutter weder an einen interventionistischen Gott glaubt noch auf einem Friedhof begraben werden möchte. Da verstehe einer, wozu sie mir ein Gebet beibrachte, an dessen Worte sie nicht glaubte.

Während der Sportferien waren wir im Val Lumnezia. Eine Entdeckung. Dieses Licht, der Himmel, das weite Tal mit seinen Dörfern wie aus einer anderen Zeit. Etwas abseits von Vella steht die Talkirche St. Vinzenz. Sie ist über tausend Jahre alt, und wir sind da oft mit den Kindern hinspaziert. Ein

magischer Ort, gelegen auf einem Plateau und eingekreist von schneebedeckten Gipfeln. Um die Kirche führt eine Mauer, nicht hoch, aber schützend, die auch den kleinen Friedhof und eine Gruppe alter Bäume umarmt. Daneben steht das Pfarrhaus.

Katholisch müsste man sein, dachte ich, als ich zwischen den Gräbern ging und die Jahreszahlen von den eisernen Kreuzen ablas. An so einem Ort stellt man sich selbst das Totsein reizvoll vor.

Ich nahm meinen Reiseführer aus dem Rucksack, um mich zu informieren. Interessant, was ich da so las:

Auf dem kleinen Hügel vor mir, der sich wie eine Träne aus der Wiese wölbt, wurden im Mittelalter Frauen verbrannt. Und etwas weiter, auf einer

Anhöhe am Rand eines sanften Abbruchs, stachen einst die Konturen von Galgen in den Himmel. Was für ein pastorales Stück Land! Bestimmt hatte der Priester von seinem Pfarrhaus einen grandiosen Ausblick über das Gemetzel in seiner Diözese. Und was sah Gott?

Die amerikanische Folk-Musikerin Judee Sill besass die Stimme eines Engels. Sie verübte bewaffnete Raubüberfälle und starb 1979 an einer Überdosis Heroin. «I'm hoping so hard for a kiss from God», sang sie in «Lopin' Along Thru the Cosmos». Nick Cave antwortete ihr fast zwanzig Jahre später mit dem Song «Into My Arms»: «I don't believe in an interventionist God. But I know, darling, that you

do.» Ich weiss noch immer nicht, wie ich auf die Frage meines Sohnes antworten werde. Dabei hatte ich es mir so praktisch eingerichtet, in meinem agnostischen Schützengraben.

Love Hurts

Kürzlich sass ich im Hawelka. Dort sitze ich immer, wenn ich in Wien bin. Es liegt nur ein paar Schritte vom Hotel Royal entfernt, wo ich jeweils übernachtete.

Die Loos American Bar ist um die Ecke, das Prückel nicht weit, und im Café Diglas an der Wollzeile gibt es ein schönes Wiener Schnitzel mit lauwarmem Erdäpfelsalat. Anyway.

Da sass ich also im Hawelka. Zu später Stunde, kurz nach elf, an einem wackeligen Tischchen, vor mir ein Gösser, serviert von einem Kellner mit Fliege. Wäre ich Szenegastronom, würde ich in Zürich eine Replika des Hawelka nachbauen lassen. Wie im echten Café

liefe auch in der Nachbildung keine Musik.

Ausnahmslos nie. (Es sei denn, es handle sich um das Werk «Four Minutes, Thirty-Three Seconds» des amerikanischen Komponisten John Cage, bei dem während der gesamten Dauer des Stücks kein einziger Ton gespielt wird.) Das Mobiliar stammte, wie im Original, aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Und es gäbe einen Tisch, der sich unter einem Berg von Zeitungen und Zeitschriften krümmte.

Meistens lese ich den «Falter». Immer wieder spähe ich diskret über den Zeitungsrand und schaue, wer sonst noch im Hawelka sitzt. Das mache ich in anderen Cafés genauso. Früher war ein solches

Verhalten völlig normal: Man inspizierte den näheren Umkreis. Es galt sogar als chic, andere Menschen über den Zeitungsrand oder den Deckel eines Buchs hinaus zu beobachten. Schauspieler taten es, Schriftsteller sowieso. Heutzutage stürzen sich alle kopfüber in ihre Multimedialgeräte.

Niemand beobachtet mehr niemanden. Schade: Man verpasst das beste Kino. Zum Beispiel die Szene mit dem jungen Paar am übernächsten Tisch, beide hübsch und adrett gekleidet, wie in einem Film von Eric Rohmer. Vielleicht kamen sie aus der Oper oder dem Theater, ich weiss es nicht und spekuliere nur. Sie waren in ein Gespräch vertieft, das sie flüsternd führten. Bald schon schien es mir wie ein Streit. Er

redete beschwörend auf sie ein, die Wurst auf seinem Teller rührte er nicht an. Sie legte die Hand auf seinen Arm, er zog ihn weg. Aus den Bewegungen ihrer Lippen schloss ich, dass sie geduldig zu ihm sprach. Bemüht, ihn zu besänftigen, während er stumm und abgekämpft ins Leere starrte. Manchmal schüttelte er matt den Kopf. Irgendwann gaben beide auf. Und schwiegen so unerbittlich, dass sich der Kellner nach ihrem Befinden erkundigte. Als der junge Mann zur Garderobe ging, um seinen Mantel vom Haken zu nehmen, blieb die Frau sitzen. Er zögerte einen Augenblick, wartete vergeblich, dass sie den Kopf

nach ihm hob, dann verliess er das Lokal. Traurig, aber wahr.

Ich seufzte ergriffen, legte die Zeitung zur Seite und bestellte ein neues Bier. Natürlich hätte man sich an dieser Stelle etwas Musik gewünscht.

Ausnahmsweise. Einen knisternden Song aus dem Bauch einer magisch leuchtenden Jukebox. Ein passendes Lied wie «Love Hurts», natürlich in der Version von Gram Parsons, gesungen im Duett mit Emmylou Harris. Doch die Wirklichkeit hat sich ein prosaisches Ende für diese Geschichte ausgedacht, das hier schnell und mit einem einzigen Satz erzählt sei: Kaum hatte der junge Mann das Hawelka verlassen und war in der frostigen Wiener Nacht

verschwunden, griff die Frau nach Messer und Gabel, entfaltete die Serviette auf ihrem Schoß und verspeiste mit geseignetem Appetit die Wurst, die ihr Freund in seinem unermesslichen Kummer nicht angerührt hatte.

Eine Frage der Perspektive

Letztens begann ich mich für Kefirknollen zu interessieren. Ich fand den Anbieter eines vielversprechenden Exemplars auf Ricardo.ch. Die Knollen-Übergabe sollte an einem frühen Abend im November stattfinden. Ich stand eine halbe Stunde zu früh am Bahnhof Schaffhausen, also beschloss ich, mich in der Altstadt umzusehen. Es war einer dieser trüben, nassen Tage gewesen, die man vergisst, bevor sie zu Ende gehen. Jetzt legte sich die Nacht über die Dächer, und Nebelschwaden krochen über das Kopfsteinpflaster. Die Geschäfte waren

geschlossen, die Restaurants leer, und in den Gassen waren kaum Menschen anzutreffen.

Ich hatte den Mantelkragen hochgeschlagen. Ein Gefühl von Kälte und Zwecklosigkeit überkam mich, ein diffuser Anfall von Verdüsterung. Man weiss, dass dieses Gefühl der Jahreszeit geschuldet ist.

Lichtentzug, Kälteschock, der Verlust der Farben:

Wer hält das schon aus? Selbst der finnische

Komponist Jean Sibelius, der die Dunkelheit und den Frost in triumphal schwermütige Musik übersetzte,

floh vor den nordischen Wintern in die Toskana. Dort spottete er über seine Ärzte, die ihn beschworen,

mit dem Rauchen und dem Trinken aufzuhören. Und

nachts träumte er, ein Orchester zu dirigieren,
dessen Geigen sich bis zum Horizont erstreckten.

Meine Träume sind nur eine Spur bescheidener,
doch auch ich habe ein Alter erreicht, in dem es
Abstriche auf der Liste der noch nicht erfolgten
grossen Würfe zu machen gilt. Die Zeit wird knapp,
und man beginnt, sich auf die Kraft der Kefirknolle zu
besinnen.

Ich kenne Schaffhausen nicht besonders gut und
verirrte mich in ein Viertel, das ich noch nie gesehen
hatte; das Klostergeviert. Hier fühlte ich mich besser.

Ich trat in einen stillen Hof hinter alten Mauern und
Zinnen. Es roch nach Erde, faulem Laub und fernem
Schnee. Laternen warfen gelbes Licht in die Skelette

der Bäume, und ich wartete darauf, dass mir etwas geschehe – eine Eingebung, eine Offenbarung.

Ich blieb stehen und blickte zu einem Fenster, das weit oben einsam leuchtete. Darin stand eine Gestalt, ein junger Mann, dessen Gesicht ich im Gegenlicht nicht erkennen konnte und der, es bestand kein Zweifel, hinunter in den Hof sah. Es war anzunehmen, dass er mich beobachtete. Ich überlegte, meine Hand zu heben, da begriff ich, dass das Fenster, hinter dem der Mann stand, vergittert war. Ich stutzte, bis ich auf einer Tafel am Ende des Hofes die Aufschrift «Gefängnis» las.

Was mich in diesem Augenblick ergriff, war nicht die Erkenntnis, dass es in Schaffhausen einen hübsch

situierten Kerker gibt, sondern die Einsicht, dass auf uns beide, den Knastbruder und mich, für ein paar Minuten die gleiche Stille, der gleiche Friede und das gleiche Idyll wirkten. Uns bot sich dieselbe beschauliche Kulisse – mit dem Unterschied, dass er seine Gedanken hinter und ich die meinen vor den Gitterstäben wälzte. Freiheit ist eine Frage der Perspektive, dachte ich und nahm mir vor, dem Mann einen Marmorkuchen mit eingelegter Feile zu backen. Als ich noch einmal nach oben sah, um ihm ein Zeichen zu geben, war er verschwunden.

Ich steckte mir eine Kaugummizigarette in den Mund und wanderte versonnen durch die Nebelschwaden zurück zum Bahnhof, wo ich mich mit der Kefirknolle

verabredet hatte. Und ich beschloss, die Abstriche auf meiner Liste der unerledigten grossen Würfe aufzuheben. Für Träume ist es nie zu spät.

Happy Halloween!

Endlich November. Irgendwann war einfach zu viel Sommer, finden Sie nicht? Man verspürte diesen Druck, immer blendend gelaunt zu sein. Sich mit Mitmenschen an Grillfesten zu unterhalten oder Freunde auf den Balkon, die Dachterrasse oder in den Garten einzuladen. Es war schön, natürlich, aber der Assi in mir freut sich jetzt auf lange Abende unter der Leselampe.

Auch die Tiere zieht es ans Kunstlicht. Bei uns zu Hause ist es die Marmorierete Baumwanze, ein aus China eingeschleppter Schädling, von dem wir täglich zwei bis drei Exemplare erschlagen müssen.

So geschehen vor ein paar Tagen. Die Kinder waren schon unter der Decke, und die Spülmaschine schnurrte friedlich vor sich hin. Wie meistens machte mich meine Frau auf den Käfer aufmerksam. Er hockte an unserer Küchendecke und schien nur darauf zu warten, sich in die Obstschale fallen zu lassen. «Hasta la vista, Baby», raunte ich ihm noch zu, bevor ich ihn mit einem Stück Haushaltspapier zerdrückte. Nein, die Wanze musste nicht leiden, ich arbeite schnell und präzise.

Danach machte ich es mir mit Julio Cortázar unter der Leselampe bequem. Ich hatte gerade ein neues Kapitel aufgeschlagen, als ein langer, spitzer Schrei die Wohnung erschütterte. Zuerst dachte ich gar

nichts. Beim zweiten Schrei sprang ich auf und rannte in die Küche. Ich hatte erwartet, meine Frau im Zweikampf mit einem Werwolf vorzufinden, doch sie schien mit sich selbst zu ringen. Sie schüttelte wild den Kopf und fuchtelte mit den Armen. «In meinen Haaren», schrie sie verzweifelt, «der Käfer sitzt in meinen Haaren.»

Inzwischen standen auch die Kinder verängstigt in der Küche und klammerten sich an meine Beine. Es gelang mir, ihre Mutter zu beruhigen und ihre Locken nach dem Käfer abzusuchen. Da war nichts. Wir krochen auf dem Boden, suchten in den Ecken und Ritzen, an den Wänden und in der Obstschale nach dem Monster. Nada.

Es dauerte eine Weile, bis die Kinder wieder schliefen. An Lesen war nicht mehr zu denken. Der Schrei hallte in meinen Ohren nach. Ständig tastete ich mit den Augen Wände und Decke unserer Stube ab, während meine Frau rastlos durch die Wohnung streifte. Ich stand auf und öffnete das Fenster. Die Luft roch modrig, und der Mond war fast voll. Da draussen, dachte ich, während ich eine seltsame Unruhe in mir aufkommen fühlte, ist eine ganze Armee von ihnen. Sie hocken auf den Blättern und in den Feldern. Sie kennen keine Feinde und sind resistent gegen Pestizide. Vermutlich sehen sie mich jetzt am Fenster stehen.

Ich schlief schlecht in dieser Nacht. Es war mir, als hörte ich eine unheilvolle Musik. Sie begann mit einem Seufzer und endete mit einem Schrei.

Möglich, dass es ein Lied von Pink Floyd war. Doch als ich schwitzend aus dem Schlaf hochfuhr, war da nichts als Stille.

Am nächsten Morgen war der Spuk vergessen. Der Tag begann wie immer: Die Kinder warfen sich gegenseitig Legosteine an den Kopf und weigerten sich, die Kleider anzuziehen, die wir für sie bereitgelegt hatten. Beim Abwasch bemerkte ich einen dunklen Schatten über meinem Kopf. Als meine Frau in die Küche trat und bleich zur Decke starrte, sagte ich: «Bring du die Kleinen in Sicherheit,

ich schaff das allein.» Ich hielt einen Moment inne;

jetzt nur nicht die Nerven verlieren.

Dann holte ich die Axt aus dem Schrank.

On the Road Again

Eines Nachts, vor ein paar Wochen, nachdem die Gäste gegangen waren, deutlich früher als früher, legte ich eine Platte auf und setzte mich wieder hin.

Die Gläser waren leer, die Flaschen auch, und Bill Callahan sang «Vessel in Vain» von seinem Album «Supper».

Vor ein paar Jahren hätte ich mir zum Refrain eine Zigarette angezündet. Es war einer dieser in sich ruhenden Momente, in denen man sich wünscht, die Flüchtigkeit des Augenblicks auf die Länge eines Songs auszudehnen. Ich horchte und nickte sachte mit dem Kopf – als mir einfiel, dass es verdammt

lang her war, seit ich zum letzten Mal Musik gehört hatte. Damit meine ich nicht das, was man tut, wenn man morgens das Radio einschaltet, sondern das, was man mit Musik grundsätzlich tun sollte: zuhören.

Sie müssen wissen: Ich bin einer jener letzten Idioten, die ihre CDs und Schallplatten noch immer alphabetisch geordnet zu einer Art Trutzburg aufgetürmt haben, statt sich alle Musik der Welt zum Preis von Fr. 12.95 im Monat streamen zu lassen. Meine Frau hatte protestiert, als ich nach dem letzten Umzug das sperrige Regal erneut aufbaute. «Diese Sammlung», rief ich empört, «hat 35 Jahre meines Lebens beschallt.» – «Und wann»,

entgegenete sie ungerührt, «hast du zum letzten Mal eine Platte aufgelegt?»

Es stimmt schon: Vor ein paar Jahren war unsere Stereoanlage weitgehend verstummt, und die Tonträger begannen, Staub anzusetzen. Natürlich schiebe ich die Schuld unseren Kindern in die Finken: Seit sie auf der Welt sind, ist es zu laut in der Wohnung, um ungestört Musik zu hören. Und abends, wenn es still wird, schätze ich die Ruhe. Vor ein paar Tagen hatte ich einen Auftrag angenommen, den es per Automobil zu erledigen galt und dessen Inhalt zu erläutern den Rahmen dieser Plattform sprengen würde. So viel sei verraten: Es ging um einen Staubsauger. Bevor ich zu

meiner Mission aufbrach, positionierte ich mich vor dem CD-Regal. Ich liess meinen Zeigefinger langsam von Air bis ZZ Top über die Rücken der Plastikhüllen gleiten. Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich einen stimmigen Soundtrack, bestehend aus fünf Alben, für meine anstehende Reise von Zürich nach Uster zusammengestellt hatte.

Ich küsste meine Frau zum Abschied, strich den Kindern übers Haar, entriegelte per Funkschlüssel den Wagen und setzte mich ans Steuer. Endlich wieder laut Musik hören! Ich schob das Debütalbum von den Queens of the Stone Age in den CD-Player und drehte das Volumen auf. Als die ersten staubigen Gitarrenakkorde von «Regular John» aus

den Lautsprechern stoben, steckte ich mir eine Kaugummizigarette in den Mund, trat aufs Gaspedal und rollte unter Einhaltung der Höchstgeschwindigkeit durch die Tempo-30-Zone Richtung Hauptstrasse.

Bis zur Autobahneinfahrt war der Feierabendverkehr stockend, für den Rest meiner Reise so zäh, dass ich kaum Fahrtwind im Gesicht verspürte. Zugegeben: Es fühlte sich nicht an wie 1993 im grünen Opel Rekord auf dem Weg ins Tessin – aber das Leben besteht nun mal aus Abstrichen. Nach 29 Minuten, 18 Kilometern, neun Ampeln und fünfeinhalb Songs von den Queens of the Stone Age hatte ich mein Ziel erreicht und den Auftrag erledigt.

Auf dem Rückweg legte ich eine CD der tollen texanischen Band White Denim in den Player, die ich vor ein paar Tagen auf meinem Redaktionsschreibtisch fand, und headbangte fröhlich heimwärts. Der Himmel war blutrot, meine Gedanken waren frei.

Du schon wieder?

Passiert es Ihnen auch gelegentlich, dass Sie morgens in den Spiegel sehen und sich fragen: Du schon wieder? Später, auf dem Weg zur Arbeit, ist alles wie immer. Sie sitzen im Bus und scrollen durch die Zeitung, im Wissen, dass Sie einen Grossteil dessen, was Sie gerade lesen, vergessen haben werden, sobald Sie im Büro den Computer anschalten. Sie geben Ihr Passwort ein, öffnen Ihre Mailbox (47 neue Nachrichten) und denken, bevor Sie mit der Korrespondenz beginnen: Vielleicht wird morgen alles anders.

Kürzlich im Tram, auf dem Weg zur Arbeit. Ich trug meinen kobaltblauen Anzug mit dunkelblauem Hemd, Krawatte und Budapester Schuhe. Die Person, die neben mir sass (und die ich nicht weiter beachtet hatte), war soeben ausgestiegen. Das Tram hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, als ich auf dem vakant gewordenen Nebensitz ein Buch entdeckte: «The Big Sleep» von Raymond Chandler. Ich nahm es in die Hand; eine antiquarische Taschenbuch-Ausgabe, nur leicht lädiert, auf dem Cover war Robert Mitchum als Philip Marlow zu sehen (ich kannte bis jetzt nur die Verfilmung mit Humphrey Bogart und Lauren Bacall von 1946). In der Hand hielt er einen rauchenden Revolver,

während sich eine junge Frau ängstlich an ihn
schmiegte. Ein hübsches Buch, dachte ich,
schnupperte daran (es roch tatsächlich alt) und
beschloss, sofort mit dem Lesen zu beginnen. Ich
schlug es auf, warf einen Blick auf das
Kleingedruckte zur Edition (Vintage Books New York,
September 1976), blätterte weiter und entdeckte
auf der nächsten Seite, rechts über dem Titel,
folgende Notiz, die mit Bleistift auf das vergilbte
Papier gekritzelt war: Help – 766 6099. Ein Hilferuf?
Womöglich von der Person, die eben noch neben
mir gesessen war?

Ich zerstreute den Gedanken und versuchte, mich in
die Lektüre zu vertiefen, doch ich kam nicht über

den ersten Abschnitt hinaus, was nicht an Chandler liegen konnte. Vielmehr kreiste meine Fantasie um die rätselhafte Nummer. Was, wenn ich sie wählte? Vielleicht war sie das Kennwort für ein grosses Abenteuer. Die Weiche in eine neue Dimension. Der Erkennungscode zu einem labyrinthischen Kriminalfall, den zu lösen ich auserkoren war. Möglicherweise, dachte ich, während ich aus dem Fenster starrte, genügte ein einziger Anruf, und ich würde in eine Geschichte verwickelt, aus der ich nicht mehr herausfand: «Wir erwarten Sie um zwölf in der Bar am Ende der Strasse. Kommen Sie pünktlich und stellen Sie keine weiteren Fragen.» Oder so ähnlich.

Im Büro war alles wie immer. Ich schaltete den Computer an und tippte mein persönliches Passwort ein. Der Bildschirm hiess mich willkommen und ich öffnete meine Mailbox (47 neue Nachrichten). Eine grosse Müdigkeit überkam mich. Neben der Tastatur lag «The Big Sleep» wie eine verheissungsvolle Alternative, nach der ich nur zu greifen brauchte. Verstohlen sah ich mich um, nahm das Buch zur Hand, zögerte einen Augenblick – dann schlug ich es auf und wählte die Nummer über dem Titel. Es klingelte siebzehn Mal, bevor die Sitar aus «Tomorrow Never Knows» von The Beatles ertönte. Kaum setzte der Gesang ein («Turn off your mind, relax and float down stream ...»), wurde die Musik

unterbrochen, und eine zielstrebige Stimme sprach:

«Technischer Dienst, wie kann ich helfen?»

Langsam legte ich den Hörer zurück in die Gabel. Ich

stand auf und goss etwas Wasser in die Topfpflanze.

Vielleicht wird ja morgen alles anders.